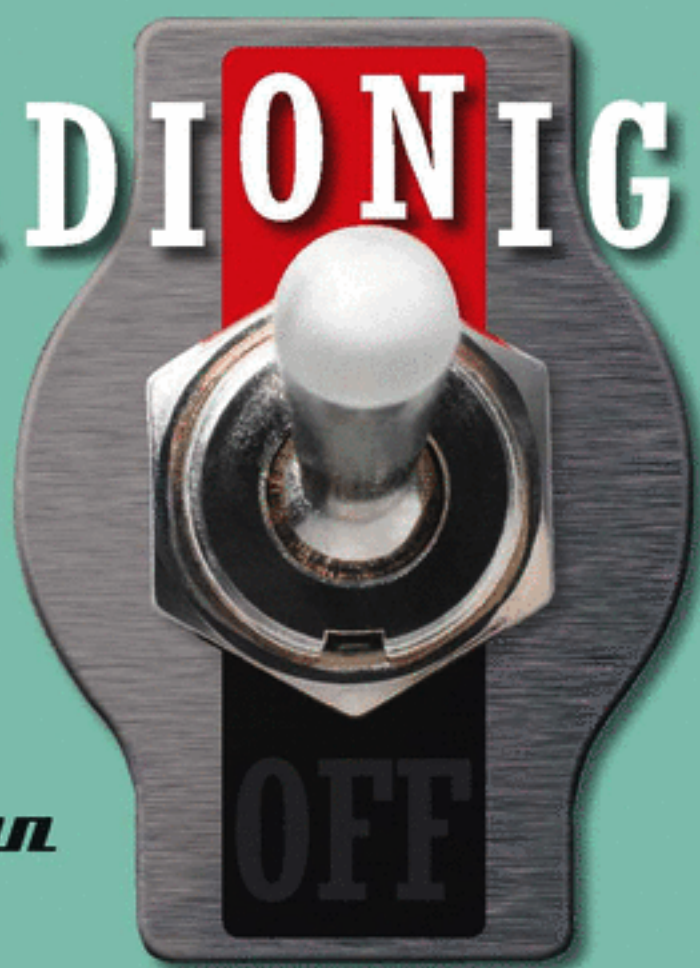


tom liehr

RADIONIGHTS



roman

»Eine rasante Liebeserklärung
an die Stimme on air.« PLAYBOY

atb

»Ich würde dich gerne behalten, Donny«, sagte Vögler. Sein Gesicht blieb dabei völlig ausdruckslos, aber mit seinem Mund geschah etwas, das doch irgendwie in Richtung grinsen ging.

Heilige Scheiße. Der Konjunktiv fuhr mir tief ins Gemächt. *Würde*. Hieß das ...?

Ich hatte das Büro von Vögler betreten, ohne vorher zu klopfen, das war Usus in der Station. »Rock on«, sagte ich zur Begrüßung, aber leise, denn er telefonierte gerade – seine Hauptbeschäftigung. Ich fläzte mich in den Chromledersessel, er nickte mir kurz zu, sah mich aber nicht an, drehte sich auf seinem Stuhl zur Seite und sprach weiter, ohne auf mich zu achten. Die Redaktionssitzung war vorbei, die Sendung erst in ein paar Stunden – ich hatte Zeit.

Vöglers Schreibtisch quoll so sehr über vor Krempel, daß man nicht mehr erkennen konnte, was das für ein Fabrikat war oder woraus er bestand – Marmor oder Preßspan; zweiteres, meinte ich zu erinnern. In einer fragilen, undurchschaubaren Schichtung reichten die Papiere von der Tischplatte fast bis zum Boden, hielten aber aus irgendeinem Grund zusammen. Man mußte meinen, daß der Mann entweder ein Genie war oder ein Vollchaot.

Auf dem flachen Couchtisch, um den eine kleine Sitzgruppe herum stand, sah es ähnlich aus. Sonst war sein Büro vergleichsweise spartanisch eingerichtet: zwei Regale, ein offenes Tresor, drei Plakate aus der aktuellen Werbekampagne, bei einem davon hing die rechte obere Ecke herunter, so daß nur ein Teil des Stationslogos zu sehen war. Erheblich zu große Electro-Voice-Sentry-III-Monitorboxen

an der Stirnwand, über die er den laufenden Produktionsbetrieb mithören konnte, waren die einzigen Einrichtungsgegenstände, die unter die Kategorie »Luxus« fielen.

Vöglers Alter war mir nicht bekannt – er mochte achtunddreißig, vielleicht vierzig sein; seinen Geburtstag feierte er nicht, jedenfalls nicht mit uns – vielleicht war das eine der vielen Konventionen, auf die er schiieß: Selbst Geschäftskunden stellte er sich als *Vögler wie ficken* vor. Er war dick, oder besser: stämmig, aber ohne kräftig zu sein, schwammig, fast plump, hatte weiche, irgendwie konturlose, fast maskenhafte Gesichtszüge – einer der Gründe, weswegen sich sein Alter schwer schätzen ließ. Wulstige, farbarne Lippen, helle Augenbrauen und dünnes, blond-brünettes Haar, das er sich wahrscheinlich immer noch bei dem Friseur schneiden ließ, zu dem ihn auch seine Mutter schon geschleppt hatte. Jedenfalls war das so eine Kinderfrisur, wenn von Frisur überhaupt die Rede sein konnte – seine Haare waren allerdings selten zu sehen, fast immer trug er das anthrazitfarbene Basecap mit dem Neandertaler, der eine E-Gitarre schwingt, einem *meiner* Sprüche – Rock on! – und dem Schriftzug *101.1 FM PowerRock Berlin*, der Radiostation in der großen Stadt.

Ich drehte mich ein bißchen mit meinem Chromledersessel, stellte irgendwann die Plastikbox mit den CDs auf den Boden, die mir Lindsey für die Nachtsendung zum Aufjedenfallspielen gegeben hatte. Es war vier, drei nach vier; Vögler hatte eine große Atomuhr über der Eingangstür, so eine Bahnhofsuhr mit Langwellenempfänger, wie sie in fast jedem Raum der Station hing, sogar im Klo. Die genaue Zeit ist *ziemlich* wichtig für eine Radiostation, allerdings hatte Vögler nur selten mit dem aktuellen Programmbetrieb zu tun. Suszanna kam herein, unsere ungarischstämmige Stationsmutter, irgendwas an die Fünfzig, aber hübsch und solide gebaut, ein Engel von einem Menschen. Sie brachte mir dampfenden schwarzen Kaffee, in meiner Tasse, dem weißen Drittelliter-

topf mit der Aufschrift *Radio People Do It With Frequency*, um den mich alle beneideten. Er stammte aus meinem reichen Fundus an Radio-Memorabilien; ein Freund von *Q105 Springfield* hatte ihn mir geschickt. Und das dazugehörige T-Shirt und den dazugehörigen großflächigen Aufkleber (auf meinem Alu-Plattenkoffer) und das dazugehörige Basecap. Merchandising ist enorm wichtig im Radiobereich, aber diejenigen, die am meisten auf diesen Krempel abfahren, sind die Radioteute selbst: Sie benutzen diesen Stoff, um dem Rest der Welt zu zeigen, daß sie beim Radio sind, mit Radio zu tun haben – schließlich kennt ja kaum einer ihre Gesichter. Was häufig günstiger ist, genaugenommen. Mike *das Mikro*, unser Morgenmann, sah aus wie die Kreuzung aus Maulesel und Unke – wenn man sein Gesicht betrachtete, konnte man zu der Meinung gelangen, das Wort Akne wäre einzig für ihn erfunden worden. Ansonsten war er ein Pfundskerl. Aber das half ihm bei den schwer enttäuschten weiblichen Fans auch nicht weiter. Seiner Stimme nach hätte er aussehen müssen wie George Clooney, mindestens.

Vögler und ich quatschten häufig, schließlich war ich der zweite Mann in der Station, wir gingen ab und zu ein Bierchen trinken, ohne *zu* persönlich zu werden, duzten uns natürlich, alle in der Station taten das; Vögler allerdings auch sonst, prinzipiell, unabhängig davon, wen er vor sich hatte. Wann immer ich darüber nachdachte – und ihn dabei ansah, wie jetzt gerade –, fiel mir auf, daß Vöglers Verhalten mit seiner Erscheinung nicht gerade konvergierte, vorsichtig ausgedrückt. Eigentlich sah er aus wie ein typischer kleiner Beamter, nicht wie der Chef einer vulkanhaften Rock-And-Roll-Radiostation, und er hatte tatsächlich ein bißchen was Schleimiges, bei aller Coolness. Farb- und Konturarmut seines Gesichts, das niemals Emotionen zeigte, taten ein übriges.

Und wir waren sogar Schwanzschwager, jedenfalls fast: Nach der Dreijahresfeier von *PowerRock Berlin* waren wir

mächtig versackt, zu zweit, er hatte mich schließlich in den Touristen-, Vertreter- und Kommunalpolitikerpuff Nummer eins, das *Gorgeous*, geschleppt, wo er für uns zwei Nutten und ein Zimmer organisierte, bevor ich – einen Ozean *Jack Daniel's* in mir – überhaupt begriff, was Sache war. Ein paar Tage ärgerte ich mich darüber, daß es ihm gelungen war, mich ausgerechnet in eine Fickbude und sogar noch *auf Zimmer* zu schleppen, aber er hatte es anscheinend schon am nächsten Tag vergessen, sprach nie wieder davon. Was *ich* nicht so schnell vergessen konnte, waren die Geräusche, die Vögler beim Vögeln machte, woran ihn auch die hundertfünfzig Wodka-Lemons nicht hinderten: Er muhte. Stoßweise kam etwas, das sich wie *Mä-uuubh* anhörte, und immerhin hatte ich dadurch wenigstens was zum Lachen.

Ich schlürfte den leckeren Brasilia-Ganzfrisch und steckte mir noch eine Camel an, die dritte oder vierte, seit ich bei Vögler saß, der inzwischen auch ein halbes Dutzend eingeatmet hatte. Alle Radioleute rauchen, durch die Bank, mit Ausnahme der Nachrichtensprecher und -redakteure. Ich habe keine Ahnung, woran das liegt, aber es ist so. Viele koksen, ein guter Teil, viele kamen durchs Radio zum Koksen, durch den Kontakt mit Musikern und Produzenten, Roadies und Groupies, durch die schicken Bars und die dämlichen, aber wichtigen Parties. Ich wußte nicht, ob Vögler kokste, aber es sah eigentlich nicht so aus, spielte auch keine Rolle. Ich selbst ließ es. Koks ist was für Vollidioten. Jedenfalls waren alle, von denen ich wußte, daß sie es taten, absolute Knalltüten.

Er legte auf, endlich, das heißt, er schob einen Haufen Krepel auf seinem Schreibtisch hin und her, ohne daß etwas auf den Boden fiel, bis er ungefähr an der Stelle, an der das Kabel aus dem Wust herausragte, den dazugehörigen Apparat fand. Er sah mich an, nahm die Schachtel Luckies »ohne« vom Schreibtisch, hielt sie mir hin, ich schüttelte leicht den Kopf,

meine *Camel* qualmte ja noch, er zündete sich die Fluppe an, zog kurz, packte sie irgendwohin (eine kleine Rauchsäule stieg aus einem Tal seiner Schreibtischlandschaft) und nahm einen Klarsichtheft, den er auf dem Schoß liegen hatte. Er warf einen Blick darauf, als wenn er selbst nicht wüßte, was das war, zog die Stirn kraus und sah mich an. Ausdruckslos. Entweder hatte er sich immer supergut im Griff, oder irgendwas stimmte nicht.

»Na?« sagte er schließlich.

Ich grinste, war fröhlicher Dinge, alles lief bestens, kein Grund zur Sorge. Meine Nachtsendung war ein Knaller, nach wie vor. Vom Rest des Programmes ganz zu schweigen.

»Selbst *na*. Was gibt's?«

»Das sind die neuesten *GfK-Zahlen*.«

Er schob mir den Ordner zu. Ich nahm ihn, warf einen Blick auf das Deckblatt, das immer gleich aussah, die Zahlen kamen auf den Folgeseiten. Dann sah ich ihn wieder an.

»Gute Nachrichten?«

Ich legte den Ordner auf den Fußboden, neben meine CD-Kiste, nahm den Kaffee wieder auf, balancierte mit der anderen Hand die *Camel* in den aufklappbaren Mini-Aschenbecher, den ich immer bei mir trug (*K107 Philipsburg*), und zog einen Schluck.

Vögler bewegte den Kopf leicht hin und her, vor und zurück: Nicken und Kopfschütteln gleichzeitig.

»Wir sind immer noch die Eins, im Schnitt zwei Punkte Vorsprung vor *Boulevard*.«

»Seit mehr als einem Jahr«, sagte ich nickend.

Es blieb bei der gemischten Kopfbewegung. Er wollte offensichtlich auf etwas anderes hinaus.

»Wir bekommen Druck aus der zweiten Reihe«, erklärte er. »*HipPop 97-9* hat um drei Prozent zugelegt, *Sound* sogar um drei Komma fünf.«

»Na und?«, sagte ich verächtlich. Das waren *Mainstream-Sender*, *Top-40-Hitradio* ohne den geringsten Anspruch, legten die neuesten *Sampler* von *Ronny's Pop-Show* und

BRAVO Hits auf oder so was und ließen den Computer sprechen.

»In der Zielgruppe der Sechzehn- bis Zweiundzwanzig-jährigen ist *HipPop* vorne. Da liegen wir nur auf Platz drei.«

»Und in der darüber? Zweiundzwanzig bis fünfunddreißig? Gibt es *überhaupt* einen Sender außer uns, der diese Leute erreicht?«

Ein leichter Ärger regte sich in mir. *HipPop* und *Sound* mit uns zu vergleichen: Fahrschule gegen Deutsche Tourenwagen-Meisterschaft, mindestens.

»Werbemäßig ist die Gruppe darunter attraktiver, und das weißt du«, behauptete er. »Leute, die Mitte Zwanzig sind, haben sich für ihre Zigarettensorte, ihr After-Shave und ihre Softdrinkmarke entschieden.«

»Wir werben weder für Zigaretten – schön wär's, wenn wir das *dürften* – noch für After-Shave«, maulte ich, um irgendwas zu sagen. Langsam begann mir das Gespräch unbehaglich zu werden.

Er sah mich an, machte eine dramaturgische Pause.

»Wir müssen moderner werden«, erklärte er.

»Moderner?« Ich verschüttete fast meinen Kaffee, aber das machte nichts in Vöglers Büro, Parkettboden, Laminat, irgend so ein Zeug, jedenfalls wasserfest. »Wir sind *die* Power Station, haben das beste Sendekonzept, die lockerste Struktur, die heißeste Technik, die geilste Werbung – und das fortschrittlichste Musikprogramm. Denk an die Punk-Erfolge im letzten Jahr: *Wir* haben das *ForceFighters*-Album zur Nummer eins in Berlin gemacht, zwei Monate bevor sie in den Staaten Nummer eins wurden, ein Vierteljahr bevor's im restlichen Bundesgebiet geklappt hat.«

Ich war echauffiert. Und wußte nicht, warum ich ihm das erklären mußte.

Vögler zuckte mit den Schultern: »Mir ist klargeworden, daß wir die falschen Leute erreichen. Die großen Etats zielen auf die Kids: Sportartikel, Spielzeug, Süßigkeiten, Softdrinks, die vier großen S, von denen wir leben.«

Ich blieb einen Moment lang still. Worauf wollte er hinaus? Wen meinte er mit ›wir‹? Eine Mikrosekunde lang dachte ich, daß jetzt vielleicht die Chance käme, *meine* Radiopläne zu verwirklichen. Aber die hatten so gut wie nichts mit den Kids und den »vier großen S« zu tun. Ich zündete eine neue Camel an, sah, daß meine Hand vor Aufregung zitterte, und musterte den Geschäftsführer von *PowerRock Berlin*. Nichts zu erkennen. Oder doch? War da ein leicht fieser Ausdruck in seinem Blick? Etwas wie Schadenfreude?

Er seufzte, ein bißchen zu theatralisch, wie ich bemerkte, als säße er vor einem störrischen Kind, dem er den Sinn von Hausaufgaben erklären mußte, lehnte sich dann in seinem Stuhl zurück, starrte an die Decke. Ich folgte seinem Blick, aber da war nichts, nur schlecht verklebte Deckenplatten, wie damals in meinem Kellerzimmer.

»Der Markt ist eng«, erklärte er. *Natürlich*. Genausogut hätte er sagen können: *Die Sonne scheint tagsüber* oder *Der Ball ist rund*. Zwei Dutzend Sender für knapp vier Millionen Einwohner, von denen ein Drittel zum alten Eisen gehörte und eine halbe Million kein Deutsch sprach, dazu die Konkurrenz durch ein paar überregionale Sender, die bei gutem Wetter einstrahlten und auch ihre Klientel erreichten. Natürlich war der Markt eng. Aber wir waren *Scheiß-Marktführer*. Was scherte uns das Gekrepel der Sender am unteren Ende der Skala?

»Wir werden umstrukturieren.« *Jetzt* lächelte er.

»Klasse«, murmelte ich, während ich Sarkasmus aufkommen spürte – und Panik. Asche von meiner Camel krümelte in die Kaffeelache auf dem Boden.

Vögler sah mich fest an, irgendwie erwartungsfroh, räusperte sich, setzte sich etwas aufrechter hin. »Wir werden straightes Formatradio machen, Zielgruppe vierzehn bis fünfundzwanzig, plusminus.«

»Was?« schrie ich, verschluckte mich fast. Was ... ?

»Kürzere Moderationen, höherer Musikanteil, mehr Ge-

winnspiele, ein gläsernes Studio in der City«, fuhr er unbeirrt fort. »Wir machen einen harten Übergang. Die Station wird nicht mehr *PowerRock Berlin* heißen, sondern *PowerStation Berlin*. Oder so. Der Name steht noch nicht fest.«

Er zählte das auf, als wäre es die normalste Sache der Welt, und eine seltsame Art von Siegesgewißheit ging von ihm aus. Ich war total vor den Kopf geschlagen. Meine Sendung *Nachtratten* erreichte alle, war die einzige Nachtsendung in der Stadt, die überhaupt Hörer hatte, richtige Quoten. Lange Moderationen, viel Gespräch, geringer Musikanteil, aber der vom allerfeinsten, fast keine sogenannten Hits. *Gläsernes Studio?* So überflüssig wie Kondomautomaten in Altenheimen.

Ich schmiß mich rückwärts in den Stuhl, der Mini-Aschenbecher machte einen Abgang von der Lehne, auch egal, ich zündete, jetzt deutlich zittrig, die nächste Camel an, obwohl ich irgendwie der Meinung war, gerade eine ange-macht zu haben.

Fuckfuckfuck. Ich Idiot mit meinem Konzept – nichts lag ihm ferner. Vögler wollte assimilieren, assimiliert werden. Die *Borg* hatten ihn erwischt. Der einzige Sender mit Gesicht in Berlin würde im Brei untergehen. *Nicht mit mir*, war mein nächster Gedanke, und dann wieder: *Warum?* Verdammst, dies hier war auch *mein* Sender.

»Warum?« fragte ich schwach. »Warum denn nur?« Rechts vorne vor meinem Stuhl qualmte es am Boden, und ich trampelte blind mit dem Fuß herum, bis es aufhörte.

Vögler grinste jetzt, seine Augen blitzten fies.

»Es würde nicht mehr lange gutgehen. Unsere Zielgruppe wird älter, hört auf, Radio zu hören, konzentriert sich auf andere Dinge, *wechselt den Musikgeschmack*.«

»Quatsch!« blaffte ich. Das war ein übles Gerücht: Wenn man älter wird, hört man plötzlich total bescheuerte Musik. Ich hatte das nie glauben wollen. Eine meiner ganz großen Ängste: mich mit sechzig, fünfundsechzig dabei zu erwischen, wie ich zu *Stefanie Hertel* oder den *Wildecker Herzbuben* mit dem Fuß wippe. Niemals.

Vöglers Grinsen war jetzt ziemlich breit, immer noch, ohne daß er das restliche Gesicht verzog. Ihm schien diese Scheiße Spaß zu machen. »Hauptsächlich jedoch aus wirtschaftlichen Erwägungen. Verdrängungswettbewerb. Ich habe ein paar sehr dicke Fische in Aussicht, eigentlich sogar schon sicher, die wir exklusiv bekommen, wenn wir konzeptionell in Vorleistung gehen. Das würde unseren ärgsten Konkurrenten ganz schön das Wasser abgraben.«

»Wir *haben* überhaupt keine Konkurrenten«, protestierte ich, während mir ganz allmählich klar wurde, was hier lief, und ich ein übles Kribbeln im Nacken verspürte.

Außerdem erzählte Vögler Scheiße: *Boulevard Berlin*, der Zweitplazierte, war ein überaus langweiliges, schlecht gemachtes Middle-Of-The-Road-Radio für eine Zielgruppe kurz vor dem Ruhestand. *HipPop* und *Sound* waren quotenmäßig noch Meilen hinter uns. Die paar öffentlich-rechtlichen, die sich in diesen Zielgruppenregionen umtaten, wurden nicht mal von den eigenen Mitarbeitern gehört. Auf den vorderen Rängen tummelte sich – außer uns – weitestgehend sauberes Familienradio, das *adult contemporary* spielte, *Mainstream* für Erwachsene. Es *gab* keine Konkurrenz. Wir waren der Porsche unter den Berliner Radiostationen.

Vögler brachte die böse Vier-Worte-Formel, das Totschlagargument ins Spiel: »Es ist beschlossene Sache.«

Wir bäugten uns gegenseitig, ich sackte in mich zusammen, dachte an die zurückliegenden Jahre – unseren Erfolg, unser Engagement, den Riesenstreß am Anfang. Alles Schauspielerei? *Doch* ein gewiefter Geschäftsmann, der mir nur jahrelang den Radiofreak vorgespielt hatte, den Rocker? Natürlich war Vögler clever, das hatte ich gewußt – und gleichzeitig irgendwie – bis gerade eben – geglaubt, nun gut, eher gehofft, wir wären seelenverwandt. Daß uns beiden das Medium wichtiger wäre als alles andere. Verflucht, das meiste, was *PowerRock Berlin* ausmachte, hatte mit mir zu tun, meinen Ideen, meinen Vorschlägen, die ich manchmal sogar gegen Vögler durchsetzen mußte, schließlich aber mit ihm

durchzog. Ich hatte die Leute zusammengesucht. Discjockeys ausgebildet, bis zum Gehtnichtmehr, Volldeppen, die Radiostars wurden. Lindsey nach Deutschland geholt, den armen Kerl. Was passierte hier?

Ich sagte nichts. Was auch? Jede Drohung wäre verpufft – ich hatte nichts, womit ich drohen konnte, nicht mehr, das wurde zunehmend deutlich.

»Wir können das Schema auch nachts nicht halten. Da müssen wir *special interest* machen. Vielleicht ein paar Sendeplätze abgeben. Aus politischen Gründen.«

Ich wußte einfach nichts mehr zu erwidern. Er erzählte davon, mich *behalten* zu wollen. Und: »Du könntest in die Morgenschiene einsteigen. Als Co-Moderator. Ich versuche, Clemens Ziegler für das Morgenprogramm zu bekommen.«

Ich staunte über mich. Eigentlich hätte mir längst der Kragen platzen sollen, ich hätte jetzt, an dieser Stelle, gewalttätig werden müssen. Oder ohnmächtig. Clemens Ziegler war ein pubertäres Schauspieler-Imitat, der gerade eine dieser neuen, brechreizerregenden Vorabendserien verlassen hatte, unter großem Tohuwabohu. Und wer sollte die Nachrichten sprechen? *Pamela Anderson*?

»Ich bin einunddreißig«, blaffte ich, nach kurzem Nachrechnen. »Willst du damit sagen, daß ich zum alten Eisen gehöre? Nur noch als Co-Moderator taue für einen Milchbubi, der seinen Schwanz immer noch ausschließlich zum Pinkeln benutzt?«

Vögler zuckte die Schultern, ohne die Geste durch irgendeinen Gesichtsausdruck zu unterstützen, und sagte: »So leid es mir tut: Aus Sicht unserer neuen Zielgruppe – ja.«

Das Gespräch war vorbei, beendet, einfach so: Es gab nichts mehr zu sagen, zum Abschluß überreichte er mir ein Memo, und ich nahm es mit flatternden Händen entgegen: Zum elften August, dem ersten Schultag nach den Sommerferien, also in drei Wochen, würde *101.1 FM PowerRock Berlin* zu einem dieser Nullachtfünfzehn-Teenie-Dinger werden, Ro-

tation verkürzt auf sechshundert Titel, nahezu vollständiger Wechsel der Moderatoren (wie lange war das schon in Vorbereitung?), und, und, und. Teambesprechung am kommenden Montag. Welches *Team*? Es gab hier kein verfluchtes Team mehr. Vögler hatte uns verschachert, an *Nike-Radio*, *Cola-FM* oder so, und er hatte mich abgeschlachtet, mitten auf dem Höhepunkt meines Erfolges.

Erst als sich seltsame Flecken auf dem fotokopierten Memo ansammelten, merkte ich, daß ich weinte.

Radio hatte mich schon immer fasziniert. Vermutlich, ich weiß es nicht, habe ich schon als Säugling staunenden Auges vor einem dieser Wunderapparate gelegen, aus denen Leute sprachen und Musik kam, ohne daß man Köpfe oder Instrumente sah, die hätten da auch überhaupt nicht reingepaßt.

Meine Mutter ließ das Radio in der Küche und den teuren Stereoapparat im Eßzimmer den ganzen Tag lang laufen. Während sie arbeitete, summte sie die Melodien mit, sang aber glücklicherweise nie, denn obwohl sie eine opernsängerinnenmäßige Figur hatte, war ihre Stimme quälend unmelodisch und piepsig. Sonntags, bevor wir unseren obligaten Ausflug unternahmen, kurz nach dem Mittagessen, war eine bestimmte Radiosendung heilige Pflicht: Schweigen und Mitraten waren angesagt, wenn der selige Dalli-Dalli-Hans Rosenthal das »Klingende Sonntagsrätsel« moderierte, eine müde, tödlich langweilige, schlager- und operettenbetonte Ratesendung, bei der es darum ging, aus den Buchstaben einzelner Titel oder Interpretennamen irgendein Lösungswort zu bilden. Ich weiß nicht mehr, was es zu gewinnen gab und ob wir beziehungsweise meine Mutter diesen Gewinn je einführen, überhaupt teilnahmen, aber mitgeraten wurde in jedem Fall. Das »Klingende Sonntagsrätsel« und die »ZDF-Hitparade«, das waren die beiden kulturellen Fixpunkte in unserem Familienleben. Gleichzeitig stellten diese beiden Glanzlichter deutscher Sechziger-Jahre-Medienkultur die einzigen Versuche meiner Eltern dar, uns irgendwie in dieser Hinsicht zu beeinflussen. Natürlich waren Rocksänger *Kroppzeug*, war jede Musik jenseits von Schlager und Volksgetümele reines Geschrei, Affen- und Urwaldmusik, waren die Träger langer Haare Gesindel, Drogenkarriere vorprogrammiert. Zumindest das stimmte, in einigen Fällen. Die

Einflußnahme endete jedenfalls bei Heck und Rosenthal, und was wir sonst hörten, blieb uns überlassen, solange wir es weitgehend für uns behielten. Von einer eigenen Auswahl beim Fernsehen war nicht zu träumen, zu keiner Zeit, schließlich gab es lediglich drei Programme plus zwei Ostkanäle, die zwar eingestellt, aber tabu waren, und auch nur einen Schwarzweißfernseher, den niemand bedienen durfte, natürlich mit Ausnahme meines Vaters, selbst meine Mutter nur in Ausnahmefällen. Fernsehen ohne Beisein der Eltern war schlicht verboten.

Mir war eigentlich egal, was ich hörte, musikalisch gesehen, zu diesem Zeitpunkt jedenfalls. Die Schlagerikonen aus den Sendungen für Leute, die nur mit Stützrädern laufen können, fand ich schleimig und langweilig, aber ich ertrug es. Die paar Radioprogramme, die es damals gab und deren Sprache ich verstand (wir hatten zwar BFBS, BBC und AFN in Berlin, aber die hörte ich erst viel, viel später), sendeten familien- und seniorentauglichen Sondermüll. Sendungen mit »jugendlicherer« Musik waren die Ausnahme, ganze zwei gab es davon pro Woche zu grundschülerfreundlichen Zeiten, genau genommen anderthalb: »Hey, Music« und »Schlager der Woche«. An Programmplätzen untergebracht, wo sich das Aufsehen in Grenzen hielt, fesselten diese beiden Shows Tausende Schüler an die Radioempfänger, vor denen sie hockten und mit Mono-Cassettenrecordern per Mikrofon auf teure AGFA-C60-Cassetten so aufzunehmen versuchten, daß keine Sprache »mitkam«. Durchsetzt zwar mit Cindy, Bert und Konsorten, aber eben auch angereichert mit »The Sweet«, »Slade«, »Manfred Mann's Earth Band« und dergleichen, fand sich hier die einzige Möglichkeit, eine eigene Kultur innerhalb der vorgegebenen Medienwelt zu formulieren, jedenfalls in Berlin. Es dauerte ganz schön lange, bis die Sender begannen, sich zeitweise und schließlich ganz und gar dem jungen Publikum zu öffnen, und in den Neunzigern ist dieser Prozeß dann hoffnungslos umgekippt.

Mir war die Musik fast völlig egal. Ich lauschte den *Stimmen*. Radiomoderatoren waren zu dieser Zeit reine Ansager. Telefonspielchen oder kurze Reportagen – bis auf das vielgehörte Bundesligachaos am Samstagnachmittag, von Live-Berichterstattung im Fernsehen träumte man noch nicht einmal – waren damals kaum denkbar, Sendungen wie »Schlager der Woche« wurden sogar vorproduziert, und das, obwohl der Moderator kaum mehr zu sagen hatte als den Titel, den Namen des Interpreten und die Plazierung. Trotzdem waren diese Leute Stars. Bei den anderen waren sie beliebt, weil sie *unsere* Musik spielten. Ich fand sie toll, weil sie gute Stimmen hatten und scheinbar locker völlig fehlerlos sprechen konnten; ich wußte ja noch nichts von Bandkonserven und Schnitten. Lord Knud, der Moderator von »Schlager der Woche«, und Jürgen Jürgens, der »Hey, Music« machte – die fortschrittlichere der beiden Sendungen -, das waren die Leute, über die wir am nächsten Tag in der Schule sprachen, die wir zitierten mit ihren Lieblingsprüchen, langweiligen, zotigen Wiederholungen irgendwelcher Nichtigkeiten.

Und jetzt hatte ich ein eigenes Radio. Ein kleines, gelbes, kofferrörmiges (tatsächlich in genau der Form, die *Samsonite* später kultivierte) Radio, betrieben von zwei Mignonzellen, mit eingebautem Lautsprecher an der Seite und Kopfhöreranschluß, der den Lautsprecher automatisch abschaltete, wenn man einen Ohrstöpsel anschloß, einen kleinen, beigefarbenen Knopf am Klingeldraht, der im Ohr nach einer Weile weh tat und ganz schrecklich klang. Fünfzehnneunzig oder neunzehnneunzig bei »Tchibo« oder »Eduscho«, irgendeinem dieser Kaffeeläden. Ich hatte ein eigenes Radio. Meinen Stoffkoala »Grißly« unter dem linken Arm (mit neun darf man sowas noch), das kleine gelbe Radio in der rechten Hand, wackelte ich die Treppe zum *Souterrain*, in den Keller hinunter, in das frischrenovierte Zimmer, das noch immer nach feuchtem Muff roch, vorbei an der türlosen Werkstatt meines Vaters, aus der der Geruch von Korn und altem,

öligem Metallstaub kam, in die luftige (nichtsdestotrotz muffige) Höhe des Doppelstockbettes, das mir jetzt alleine gehörte und durch dessen Ritzen es nichts Erstaunliches mehr zu beobachten gab, kein verzerrtes Schwestergesicht zu rhythmisch ruckelnder Bettdecke etwa.

Es war ein Sommerabend, ich weiß es noch ganz genau; mein Souterrainfenster ging nach Südwesten, die Gitterstäbe vor dem Fenster warfen brutale Schatten an die gegenüberliegende Wand, an der sich das scheußliche Bananenmuster vom Fußboden fortsetzte, glücklicherweise hatte es nur noch für diese Wand gereicht. Veronika, meine Schwester, saß oben vor dem Fernseher. Meine Eltern waren an diesem Abend zu Freunden eingeladen, zu einer Geburtstagsfeier. Gegen eins, zwei würden sie, alle beide stockbesoffen, wieder nach Hause kommen, natürlich mit dem Auto, und sich dann streiten, lautstark, alle Rücksicht vergessend, scheißegal, was die Nachbarn denken. Wenn sie beide *richtig* hacke waren, versuchte mein Vater häufig, meine Mutter zu schlagen. Da sie locker das Dreifache von dem wog, was er auf die Waage brachte, war das keine leicht zu bewältigende Aufgabe, aber er schaffte es manchmal, weil meine Mutter ja auch strandhaubitzenmäßig dabei war. Ansonsten hielt sie ihn einfach am ausgestreckten Arm, und er ruderte und trat, ohne etwas zu erreichen, bis es meiner Mutter zu viel wurde und sie das Männchen einfach nahm und aufs Sofa schmiß, im günstigsten Fall, oder, häufiger, an die Wand, und einmal sogar aus dem Wohnzimmerfenster, woraufhin er eine Woche im Krankenhaus bleiben mußte, mit zwei Brüchen und heftigen Schnittverletzungen. Meine Eltern sofften sich fast jeden Abend zu, mein Vater, weil er mußte, meine Mutter aus Geselligkeit, vielleicht auch aus Langerweile, möglicherweise, weil sie sich selbst nicht besonders mochte; die Gründe waren mir schnurz. Wenn sie zu Hause sofften, kam es früher zum Streit, wenn sie auswärts sofften, später, niemals aber außerhalb unseres Hauses, so weit reichte die Contenance noch. *Immer* jedoch waren wir Zeugen, meistens hörten wir es nur, häufig aber mußten wir es mit

ansehen: In der Wohnzimmertür stehend, ich mit Grißly unter dem Arm, im ausgewaschenen und zu knappen Frotteeschlafanzug (den sah ja nie ein Nachbar), Veronika im Nachthemd, manchmal noch mit vom Fahrradfahren verschmutzten weißen Tennissocken an den Füßen. Wir weinten beide, anfangs, waren erschüttert, verängstigt, eingeschüchtert, später dann nicht mehr. Es war nicht nur die pausenlose Wiederholung, die es bedeutungslos machte, oder die Tatsache, daß am nächsten Tag wieder alles im Lot zu sein schien, jedenfalls tagsüber, nein: Es gab keine Gefühle im Hause Kunze außer den ambivalenten zwischen Veronika und mir. Wir bedauerten uns gegenseitig. Aber unsere Eltern nie. Denn die waren ja erwachsen, und was immer sie auch taten, in mir reifte die Überzeugung, daß sie schon wissen würden, *warum*.

Jedenfalls sollte ich an diesem Abend mit Veronika alleine bleiben. Radio hören bis höchstens um neun, dann Licht aus, Klappe zu, Affe tot. Veronika dürfte mir das Radio wegnehmen, eine himmelschreiende Gemeinheit. Sie würde es so und so tun. Hätte es getan. Wenn sie nicht kurz nach meinen Eltern abgedampft wäre. Als ich um neun den kleinen gelben Empfänger abschaltete, mir das beigefarbene Stöpselchen aus dem pochenden Ohr zottelte und nach oben lauschte, war es still. Ich kannte das, früher hatte es mir nie etwas ausgemacht: Veronika verschwand, kurz nachdem meine Eltern gegangen waren, wann sie wiederkam, merkte ich nicht, und ich wußte auch nicht, wohin sie ging, fragte sie nie; sie hätte es mir sowieso nicht gesagt. Meine Eltern hätten ihr das Hirn aus dem Schädel gedroschen, hätten sie davon gewußt, aber nicht, weil sie in Sorge um mich waren oder vielleicht um meine Schwester, sondern weil sie keine Rumtreiberin zur Tochter wollten, *wenn sich das herumgesprachen hätte* ... Daß die Nachbarn das versoffene Gebrüll auch noch drei Häuser weiter hörten, daß manchmal Leute vor dem Gartenzaun standen und kopfschüttelnd zuhörten, das schien niemanden zu interessieren.

Ich lag auf meinem Bett, das kleine gelbe Radio auf der Bettdecke, und starrte die schlechtverklebten Styropordeckplatten an, kaum einen Meter über meinem Gesicht. Das Haus war still, von draußen war nichts zu hören. Wir wohnten an einer Straße, die zu diesem Zeitpunkt noch ein schlaglochübersäter Feldweg war, fünfzig Meter weiter begannen die Getreidefelder, tatsächlich, im Süden von Berlin-Neukölln, Anfang der Siebziger. Es war fast einsam.

Dann hörte ich das Rascheln. Direkt neben mir. Die Wand raschelte. Zischelte. Knisterte. Knatterte. Es hörte sich an, als würde sich eine riesengroße Ratte ganz, ganz langsam zu mir hindurchnagen. Mir stellten sich die Haare auf, ich bekam einen heftigen Schweißausbruch, war sofort klatschnaß, drückte Griffly und das Radio an mich und rutschte lautlos von der Wand weg, soweit es ging. Das Rascheln hörte nicht auf. Es wurde mal lauter, mal leiser, kam mal eher von oben, dann aus der Mitte, von unten, von überall. Es war das allerschrecklichste Geräusch, das ich jemals gehört hatte.

Und ich war allein. Das Haus war verlassen, meine Eltern waren saufen, meine Schwester machte irgendwo irgendwas. Es war niemand da. Ich konnte den Fußboden neben meinem Etagenbett nicht sehen – nicht mehr, dafür war es inzwischen zu dunkel; die Straßenlaterne warf nur zwei magere Gitterschatten an die Wand. Ich konnte kein Licht einschalten, denn meine Lampe war *an der Wand* befestigt, aus der das Rascheln kam, und dahin konnte ich nicht greifen, um keinen Preis. Ich konnte nicht aus dem Bett, weil ich nicht wußte, was auf dem Fußboden war, vielleicht krabbelte es dort auch schon. Woher das fürchterliche Rascheln kam, wer oder was es verursachte. Bewegungslos lag ich auf meinem Bett und wartete darauf, daß mich jede Sekunde irgendwas anfallen und auffressen würde. Nie wieder hatte ich solche nackte Angst um mein Leben.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging. Irgendwann wagte ich es, ganz langsam die Bettdecke über meinen Kopf zu ziehen. Unter der Decke war es zwar völlig dunkel, aber auch völlig

still: Ich mußte das Geräusch nicht hören. Natürlich würde mich die Riesenratte trotzdem fressen, *vielleicht*. Aber die Angst wurde ein bißchen weniger.

Und dann schaltete ich das Radio ein, steckte mir extrem vorsichtig das Stöpselchen ins Ohr. Bis dahin hatte ich noch niemals nachts Radio gehört (die Sender hatten sogar noch *Sendepausen*, bis weit in die Achtziger). Es lief eine Sportsendung, die sich aus zwischenmoderierten Berichten zu mehreren Ereignissen zusammensetzte, keine Ahnung mehr, welche das waren; Sport interessierte mich damals und auch später nicht. Aber der Moderator war faszinierend, hatte eine kolossale, ganz einnehmende, warme, gleichzeitig rasante Stimme, die mich fesselte und mit der Zeit völlig vergessen ließ, daß eine monströse rot-äugige Ratte dabei war, sich durch die Kellerwand unseres Hauses zu fressen. Ich lauschte, lauschte.

Irgendwann riß meine Schwester die Decke von mir herunter, es war hell, ich schrie vor Schreck, immer noch verängstigt, sah die Ratte plötzlich wieder vor mir, bis ich Veronika erkannte, der ich um den Hals fiel, und ließ mich von ihr aus dem Bett ziehen, mit beiden Armen an ihrem Hals hängend. Ich weinte wie verrückt, meine Riesenangst packte mich wieder, ich wagte, nicht zur Wand zu zeigen.

»Donny, Kleiner, was ist denn?« fragte sie. Donny ist so ein superbescheuerter Kosename, aber von *Donald* gibt's eben kaum brauchbare Verniedlichungen. *Jeder* nannte mich Donny, auch in der Schule (ich hatte eine schwere Zeit, als die *Osmonds* mit Front-Jungschwein Donny Osmond große Erfolge feierten).

Ich brachte kein Wort heraus, verdrehte aber meinen Arm und zeigte auf die Wand hinter mir.

»Was ist denn da?«

Ich schüttelte den Kopf. Meine Schwester stierte zur Wand und sagte nichts, für einen Moment lang war es völlig ruhig, und ich befürchtete schon, die Ratte hätte

sich verzogen, um mich am nächsten Abend wieder heimzusuchen. Aber das Geräusch war zu hören, ein leises, aber flächiges Rascheln, Kripseln, direkt von der Wand neben meinem Bett.

»Verflucht, was ist denn *das?*« schrie Veronika vor Schreck, packte mich und rannte mit mir hoch in ihr Zimmer, das uns bis zu diesem Tag gemeinsam gehört hatte. Ich schlief fast sofort tief und fest in ihren Armen ein, Grißly und das kleine gelbe Radio, das mich beschützt hatte, an mich gedrückt.

Daß mein Vater, als er am nächsten Tag die ohnehin lockeren Tapeten von den feuchten Wänden riß, nur ein paar kleine schwarze Käfer dahinter fand, die aus einem fingerdicken Loch gekrabbelt kamen, änderte nichts mehr an meinem Entschluß, ein *Radiomann* zu werden.

Einer, der Leute nachts beschützt vor den dicken Ratten dieser Welt, die sich durch Wände fressen.